

Der Mensch, der den Haß begrub

Ich stieg den Berg hinan. Und als ich oben war, schaute ich hinunter in ein tiefes Tal. Es ist Abend geworden und der Mond stand am Himmel, tief verschleiert.

Wolken zogen in die Weite des Unendlichen.

Das vertraute fränkische Land war wie verwandelt.

Das Tal war eine wüste Landschaft. Kein Baum, kein Strauch und auch keine Wiese in diesem Tale der Verlassenheit. Der Hauch des Todes schwebte über ihm wie die Fahne des Rauches über den Kaminen. Nirgends hörte ich einen Laut. Kein Vogel, der müde sein Abendlied sang, keiner Grille zaghaftes Geigen. Der Pulsschlag des Lebens schien erstorben. Hier ist der Frühling vorübergegangen, ohne den goldenen Kelch der Freude in der Hand.

Und doch! Wie war es? — hörte ich nicht eben ein dunkles Scharren, als ob ein Spaten sich tief in die Erde senkte? War es nicht, wie der Auswurf von Erde auf einen Platz? Mir stockte der Atem. Gespannt lauschte ich hinunter in dieses Tal der Steine. Meine Augen suchten im leeren Feld. — Sieh, da seh ich einen Menschen graben und schaffen. Vor ihm ein Berg von Erde und Steinen. Rastlos stach er seinen Spaten in den harten Boden. Ohne Unterlaß. Nur manchmal wischte er sich den Schweiß von der Stirne, dann grub er weiter.

Die Kraft der Verbundenheit mit dem Einsamen da unten überwältigte mich und ich stieg hinab. Der Mond stand über mir, bleich und ernst. „Was gräbst du da in diesem harten Land? Sinnlos ist mir dein Tun!“ —

Der Mann hielt inne in der Arbeit, als er mich vor sich stehen sah. Lächelnd sah er mir in die Augen. Sein Wesen war froh und bewegt. Ein Hüne mit blondem Haar. Der Glanz der Augen strahlte Glaube und Zuversicht. Mein Herz wurde warm. „Nicht sinnlos ist mein Tun! — Was der Mensch schafft, um damit dem Menschen zu dienen, fällt nicht ins Gericht! Wer Liebe lebt und den Haß damit bezwingt, trägt das ewige Leben in die Welt, denn er ist Sieger über das Leben!“

„Haß und Leidenschaft ist seit allem Anfang. Sie wälzen sich über die Liebe hinweg und ihre Spuren sind Blut und Tränen. — Was kann uns erlösen?“ —

„Die Ehrfurcht! Wo Ehrfurcht lebt, da hat der Haß keinen Raum. Wer Ehrfurcht hat, hat Liebe, denn die Liebe kann nicht schaffen, um zu vernichten. Darum gibt es nur eine Aufgabe für den Menschen, auf die es sich lohnt, das ganze Leben zu gründen: zerstöre das Trennende, das die Menschen unter sich errichten. Begegne mit Liebe dem, der dich haßt und höre nimmer auf, Liebe zu leben und zu geben, auch wenn man dich mißachtet, dich verfolgt und dein Leben gefährdet. Der Weg der Liebe geht durch alle Gefahren und löst langsam aber sicher, was unlösbar gebunden scheint.“

„Du hast recht! — Aber Christus predigte schon die Liebe und opferte sein Leben für die Liebe. Durch die Jahrhunderte hindurch zogen seine Jünger durch alle Länder der Erde die Fahne der Liebe in die Reihen der Völker tragend. Entschlossen, mutig und den Tod nicht achtend, lebten

sie den Menschen das schönste der Worte, die je eine Sprache in sich enthält, in ihrem Tun. Und doch! — Viele hörten es, nahmen es in sich auf, tranken es wie das heilige Wasser, das ewiges Leben verheißt und es blieb der Stachel der Leidenschaft, des Hasses in ihren Herzen wie zuvor!“ —

„Siehe, unser Leben ist nur ein winziger Teil der unermesslichen Zeit. In dieser kurzen Spanne, in der wir diese Welt durchschreiten, müssen wir alles tun, was in unsrer Macht steht, der Liebe zu leben. Wie die Kerze nicht leuchtet ohne das Licht, so lebt der Mensch nicht ohne die Liebe. Menschen aber, mit großer und schöner Seele entlehnen einander die göttliche Fackel und reichen sie weiter denen, deren Herz bereit ist zur Liebe.“ „Groß ist das Herz der Menschen, in dem die Fackel der Liebe brennt. Weit leuchtet ihre Flamme und es ist kein Winkel auf dieser Erde, in den nicht ihre Wärme dringt! — Sag an, was ist es, das sich in diesem Schrein verbirgt, der hinter dir steht?“

„Es ist der Haß, den ich gebannt, der mich verfolgt hat bis zu dieser Stelle. Ich habe ihn bezwungen. Nun will ich ihn begraben, tief, tief hinein in diese Erde.“

„Und dieser Stamm, jung wie ein Kind, das noch der Mutter zarte Sorgfalt still empfängt? Kein grünes Reis rauscht noch im Wind des späten Abends und keiner Blüte süßer Duft erfüllt des dunklen Landes dumpfe Moderluft! Bald wird er blühen! — In diese Senkung will ich seine Wurzeln betten und ringsherum, soweit du siehst, wird aufstehn aus der Erde neue junge Kraft. Der Liebe nie versiegender Quell wird diese Wurzeln speisen. Der Sonne wundervoller Glanz wird ihnen ewiges Wachstum leih'n. Ein neuer Tag bricht an! Ein neues Leben wird beginnen! Der Pulsschlag einer neuen Welt wird wieder fühlbar sein!“

Groß stand der Mond am Firmament: — hell und klar zwischen den Sternen. Es kam ein Wind von Süden her, ein sanftes Rauschen wie von Engelsflügeln.

Die Nacht trug mich auf ihren Schwingen traumverloren in die Unendlichkeit.

In meinen Sinnen braust ein Chor von tausend Stimmen: „Liebe!“

Und wieder stand ich auf des Berges Gipfel. Es hat der Tag die Augen aufgemacht im Glanz der Morgensonne. Das Nebeltuch, das noch des Tales Fläche breit umspannt, schob sich zurück und vor mir lag ein Land, wie keines noch mein Aug' erblickte. — Was gestern noch der Oede seelenlose Einsamkeit umschloß, war heute Aufersteh'n aus dunklen Grabesnächten. Der Mensch, der gestern noch den Spaten hart umkrampft, stand aufrecht unter einem Baum, der mächtig seine Zweige spannte und seiner Blätter junges Grün und seine reifen Früchte leuchten weit ins Land hinaus. Und übersät mit Blumen lag das Tal vor meinen Augen in nie geschauter Pracht.

Es sah aus wie meine fränkische Heimat im schönsten Frühlingsglanz.

Und auf den Straßen zogen Menschen ohne Zahl und sangen das hohe Lied der Liebe und des brüderlichen Lebens ohne Haß und Leid.

Zum Himmel stieg der Freude reiner Funken, der sich entzündet in des Menschen-Brust, der gestern einsam grub und pflanzte.

Der Haß lag in der Erde tiefem Schoß verborgen und über ihm stand hell und klar der Sonne goldne Pracht. Und ihre Strahlen segneten das Land und seine Menschen, in deren Herzen sich des Hasses dunkler Sinn zum Wort der ewigen Liebe formte! —

Des fremden Kindes heiliger Christ

Eine hohe Gestalt in schwarzer altdeutscher Tracht, das bleiche Gesicht von langen Schulterlocken gerahmt, schritt an einem Adventabend des Jahres 1816 vom „Gabelmann“ her über den Grünen Markt der Regnitzbrücke zu. Der Dichter Friedrich Rückert, der in Ebern wohnt und auf einen Nachmittag wieder einmal das schöne Bamberg besuchte, hat heute nur wenig Auge für das wundersame nächtliche Stadtbild: Dom und Michaelsberg und alte Bürgerhäuser im glitzernden Schneegegend. Wie verloren schweift sein Blick über die hellerleuchteten Auslagefenster hin, vor denen eine sehnsüchtige Kinderschar sich drängt. Wenig weihnachtliche Stimmung ist in seinem Herzen. Er denkt der eigenen Not, er denkt an die drückende Not so vieler kleiner Leute; denn 1816 war ein Hungerjahr sondergleichen. Im Dahingehen gestaltet sich ihm die Gedichtssage von den „Hungerjahren“: „Bei Bamberg in Franken, da ackert ein Bauer...“ Kein Krümlein Brot findet er in seinen Taschen, aber beim Pflügen kollert ihm unversehens ein fertiger Brotlaib aus der Ackerfurche entgegen, und als er hineinschneidet, springt aus dem Laib ein Männlein, und drei Münzen rollen heraus. Das Männlein aber kündigt schlimme Kunde: „Ihr Leute, so teuer, so teuer ists heuer — doch wird es noch teurer auf Erden...“

In solch sorgenvollen Gedanken, sinnend und dichtend, überuert Friedrich Rückert den rechten Regnitzarm. Schön funkelt das Mondlicht in den Wellen, wie ein vielästiger leuchtender Baum spannt sich droben der Wintersternenhimmel über Fluß und Stadt. Der Dichter wendet sich nun rechter Hand stadtauswärts. Zur Linken sieht er mit ihren zwei gedrückten, sonst schwarzen, heute weißen Kuppeln die Gangolfkirche im verträumten Frieden der Theuerstadt stehen. Er geht durch das enge „steinerne Tor“, und als er noch einige Schritte weitergekommen, hört er auf einmal aus einem Bäckerhaus aufgeregtes Gekreische einer tiefen und einer hellen Stimme. Er blickt durch das offene Tor und sieht im Hof des Hauses den Bäckermeister, einen Mann mit dickem, rotem Gesicht und grauen Haaren, wie er den Kopf eines Jungen zwischen seine Knie gespannt hat und eben dabei ist, ihn mit einem kleinen Scheit Holz zu verprügeln. Daneben steht verängstigt, zitternd, ein etwa fünfjähriges Mädchen im verwaschenen roten Kleid und hat ein Stück Apfelkuchen in der Hand. Zwei Frauenzimmer in guten Kleidern, wohl des Bäckers Töchter, schaua aus einem Fenster heraus und scheinen sich an der Strafvollstreckung zu erlustigen. Rückert ist von dem Ganzen an dem stillen Adventabend unangenehm berührt, er tritt mit einigen raschen Schritten näher, und

„Was geht hier vor, Meister?“ fragt er.

„Hat mir der Bengel doch meinen schönen, großen Apfelkuchen kaputt gemacht! Er war von einer ‚besseren Familie‘ bestellt und sollte heute noch abgeholt werden“, grollt der Alte. „Ich komm gerade dazu, wie er ein Eck des Kuchens dem Mädchen hinreicht. Wie der Schlingel mich sieht — vorn zum Tor kann er nicht mehr hinaus —, rennt er nach hinten, am Backofen vorbei, und verkriecht sich hinter einem Holzstoß. Er denkt, ich geh vorüber, dem Garten zu, aber ich hab ihn mir schon hervorgeholt.“